

J. A. REDMERSKI

IN THE COMPANY OF KILLERS
KILLING
SARAI

Aus dem Amerikanischen von Patrick Baumann

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Killing Sarai*
erschien 2013 im Verlag J. A. Redmerski.
Copyright © 2012–2015 by Jessica Ann Redmerski

1. Auflage Oktober 2019
Copyright © dieser Ausgabe 2019 by Festa Verlag, Leipzig
Lektorat: Katrin Holle
Titelbild: adobestock – nastia1983
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-737-0
eBook 978-3-86552-738-7

I

Irgendwo in Mexiko

Es ist neun Jahre her, dass ich den letzten Amerikaner hier gesehen habe. *Neun* Jahre. Ich fing schon an zu glauben, Javier hätte sie alle umgebracht.

»Wer ist das?«, fragt meine einzige Freundin Lydia, während sie sich weiter in mein Blickfeld drängt. »Woher weißt du, dass er ein Amerikaner ist?«

Ich halte mir den Zeigefinger an den Mund und sie flüstert, weil sie so gut wie ich weiß, dass Javier oder seine grauenhafte Schwester uns sonst hören und fürs Lauschen bestrafen. Sie sind paranoid. Gehen immer vom Schlimmsten aus. Bei allem, was sie tun, sind sie vorsichtig und gut bewaffnet, und das zu Recht. Das bringt ein Leben voller Drogen, Mord und Sklaverei eben mit sich.

Ich spähe durch den Türspalt und richte meinen Blick auf den großen, schlanken, weißen Mann, der aussieht, als wäre er von Natur aus unfähig zu lächeln.

»Keine Ahnung«, antworte ich leise. »Ich erkenne das einfach.«

Lydia kneift die Augen zusammen, als würde das dazu führen, dass sie besser hören kann. Ich spüre, wie ihr Atem meinen Hals streift, als sie sich noch dichter an mich drückt. Wir beobachten den Mann aus dem Schatten des winzigen Zimmers, das wir uns teilen, seit sie vor einem Jahr hierhergebracht wurde. Eine Tür. Ein Fenster. Ein Bett. Vier schäbige Wände und ein Bücherregal mit

ein paar Bänden auf Englisch, die ich nun schon öfter gelesen habe, als ich zählen kann. Aber wir sind hier nicht eingeschlossen, sind es auch nie gewesen. Javier ist sich sicher, dass wir nicht weit kommen, wenn wir zu fliehen versuchen würden. Ich weiß ja nicht einmal, wo genau in Mexiko ich mich befinde. Dafür ist mir allerdings klar, dass es für eine junge Frau wie mich sowieso nicht leicht wäre, den Weg zurück in die Vereinigten Staaten zu finden. In der Sekunde, in der ich durch diese Tür gehe und den Fuß auf diese dunkle, staubige Straße setze, entscheide ich mich praktisch für den Selbstmord.

Der Besucher, der unter seinem schwarzen Trenchcoat ebenfalls schwarze Kleidung trägt, sitzt auf einem Holzstuhl im Wohnzimmer. Sein Rücken ist gerade. Sein Blick nimmt geübt jede Bewegung im Raum wahr. Außer mir scheint das niemand zu bemerken. Irgendetwas sagt mir, dass dieser Mann *weiß*, dass wir ihn beobachten. Obwohl Lydia und ich in unserem Zimmer im dunklen Flur versteckt sind und selbst kaum das Wohnzimmer erkennen können. Doch er weiß alles, was sich um ihn herum abspielt: Einer von Javiers Männern steht im Schatten des gegenüberliegenden Flurs, die Waffe verborgen und dennoch schussbereit. Zwei weitere, direkt hinter dem Amerikaner, halten ihre Sturmgewehre fest umklammert. Sie haben seinen Rücken die ganze Zeit nicht aus den Augen gelassen. Ich glaube, obwohl er von ihnen abgewandt sitzt, sieht er sie besser, als sie ihn sehen. Und dann sind da noch die weniger unauffälligen Personen: Javier, ein gefährlicher mexikanischer Drogenbaron, der vor dem amerikanischen Besucher sitzt. Er lächelt, ist selbstbewusst, hat vor nichts Angst. Und Javiers Schwester, die wie üblich ein nuttiges Kleid trägt. Es ist so kurz, dass sie sich nicht

einmal bücken muss, um alle im Zimmer sehen zu lassen, dass sie keinen Slip trägt. Sie will den Amerikaner. Sie will jeden, den sie sexuell missbrauchen kann, doch bei diesem Mann ... Wenn sie ihn ansieht, liegt in ihrem Blick noch mehr Besessenheit als sonst. Und auch das weiß er.

»Ich habe diesem Treffen mit Ihnen nur zugestimmt«, setzt der Besucher in fließendem Spanisch an, »weil man mir versichert hat, dass Sie meine Zeit nicht verschwenden würden.« Er sieht für eine Sekunde zu Javiers Schwester hinüber, die sich die Lippen leckt. »Ich mache nur mit Ihnen Geschäfte. Schmeißen Sie die Nutte raus, sonst haben wir hier nichts mehr zu besprechen.« Er verzieht keine Miene, während er das sagt.

Izel hingegen wirkt, als hätte sie jemand geohrfeigt. Sie öffnet den Mund, nur um ihn sofort wieder zu schließen. Denn Javiers Blick bringt sie zum Schweigen. Mit einer leichten Kopfbewegung bedeutet er ihr, dass sie das Zimmer verlassen soll. Sie tut zwar, was von ihr verlangt wird – aber wie üblich nicht, ohne einen Schwall Flüche auszustoßen, die erst verstummen, als sie die Tür hinter sich schließt.

Javier grinst spöttisch, bevor er an seinem Kaffee nippt. »Mein Angebot sind drei Millionen, Amerikaner.« Er stellt den Becher zurück auf den Tisch zwischen ihnen und lehnt sich lässig zurück, während er ein Bein über das andere schlägt. »Soweit ich weiß, betrug Ihr Preis zwei Millionen?« Javier legt den Kopf zur Seite, in der Erwartung, dass seine Großzügigkeit anerkannt wird.

Doch das wird sie nicht.

»Ich kapiere immer noch nicht, wie du so gut verstehen kannst, was die sagen«, flüstert Lydia.

Ich will sie zum Schweigen bringen, damit ich jedes

Wort hören kann, das zwischen Javier und dem Amerikaner gewechselt wird, aber ich tue es nicht.

»Wenn du jahrelang unter Spanisch sprechenden Leuten lebst, dann lernst du's irgendwann«, erwidere ich, ohne die beiden aus den Augen zu lassen. »Mit der Zeit wirst du so gut darin wie ich.«

Ich fühle, wie Lydia sich verkrampft. Sie wünscht sich, nach Hause zu kommen, so wie ich es mir gewünscht habe, als man mich mit 14 Jahren hierherbrachte. Dennoch weiß sie so gut wie ich, dass sie vielleicht für immer hierbleiben wird. Die Last, die sich bei diesem Gedanken auf ihre Schultern legt, lässt sie schließlich wieder still werden.

»Ein Mann wie Sie bietet nur dann *mehr* als den Marktpreis an, wenn er mich dadurch irgendwie in der Hand hat.« Der Amerikaner stößt einen knappen, gereizten Atemzug aus und lehnt sich zurück, wobei er die Hände von den Knien rutschen lässt. »Entweder das, oder Sie sind verzweifelt. Was mich zu der Annahme führt, dass meine Zielperson – derjenige, von dem Sie wollen, dass ich ihn töte – bereit wäre, mir mehr zu bezahlen, wenn ich *Sie* töte.«

Javiers selbstbewusstes Grinsen verschwindet. Er schluckt heftig und streckt sich unbehaglich. Er versucht weiter, souverän zu wirken. Er kann nicht wissen, ob das Gesagte nicht der eigentliche Grund ist, aus dem sein Gegenüber jetzt hier ist.

»Meine Gründe tun nichts zur Sache«, entgegnet er.

Er nippt noch einmal an seinem Becher, um sein Unbehagen zu verbergen.

»Sie haben recht«, bestätigt der Amerikaner sehr ruhig. »Wichtig ist jetzt nur, dass Sie Guillermo da hinter mir sagen, dass er seine Waffe runternehmen soll. Und dass er

sterben wird, wenn er das nicht innerhalb von drei Sekunden tut.«

Javier und einer seiner Männer sehen sich in die Augen. Drei Sekunden vergehen schnell. Ich höre einen schallgedämpften Schuss. Es ist mir unerklärlich, wie der Amerikaner dazu in der Lage war. Er hat sich nicht einmal bewegt. Der Mann, der neben dem Toten steht, wirkt wie erstarrt. Seine dunklen Augen weiten sich unter seinem öligen, schwarzen Haar. Javier spitzt die Lippen und schluckt noch einmal, wobei es ihm mit jeder nervenzerreißenden Sekunde schwerer fällt, seine Anspannung zu verbergen. Seine Männer sind dem Amerikaner zahlenmäßig überlegen, trotzdem ist offensichtlich, dass Javier ihn nicht töten will. Jedenfalls noch nicht. Er hebt eine Hand mit offener Handfläche nach oben, um den anderen zu befehlen, ihre Waffen zu senken.

Der amerikanische Gast zieht die Hand unter dem Trenchcoat hervor und legt die Pistole auf sein Bein, wo alle sie sehen können. Sein Finger bleibt am Abzug. Javier wirft nur einen einzigen, nervösen Blick darauf.

Lydia bohrt mir ihre Fingernägel in die Rippen. Vorsichtig greife ich nach unten und schiebe ihre Hand weg, spüre, dass ihre Körperspannung nachlässt, als ihr bewusst wird, was sie tut. Ihr Atem geht schnell. Ich lege ihr einen Arm um die Schultern und ziehe sie an meine Brust. Sie ist es nicht gewöhnt, Menschen sterben zu sehen. Noch nicht. Eines Tages wird sie es sein. Ich lege meine Hand schützend über ihren Kopf und drücke meine Lippen in ihr Haar, um sie zu beruhigen.

Javier macht unterdessen eine wegwerfende Geste mit zwei Fingern. »Mach die Schweinerei sauber.« Der Mann hinter dem Besucher befolgt den Befehl sehr bereitwillig,

weil er nicht so enden will wie sein Kamerad. Alle Augen im Raum sind jetzt auf den Gast gerichtet. Nicht dass es vorher nicht so gewesen wäre, nur ist es jetzt offensichtlicher. »Sie haben Ihren Standpunkt deutlich gemacht«, stellt Javier fest.

»Das war nicht meine Absicht«, korrigiert ihn der andere.

Javier nimmt es mit einem Nicken zur Kenntnis.

»Drei Millionen amerikanische Dollar«, wiederholt er.
»Nehmen Sie das Angebot an?«

Der Amerikaner hat Javiers Selbstvertrauen mehr als nur einen kleinen Dämpfer versetzt. Er läuft vermutlich nicht vor Angst davon oder kauert sich in einer Ecke zusammen, dennoch ist es nicht zu leugnen, dass er in seine Schranken gewiesen wurde. Und das ist bei ihm nicht leicht. Ich mache mir Sorgen darüber, wie Javier es ihm heimzahlt, sobald er eine Gelegenheit dazu sieht. Es beunruhigt mich nur deshalb, weil ich diesen Mann brauche, um hier herauszukommen.

»Was sagen sie?«, fragt Lydia, frustriert darüber, dass sie noch weit davon entfernt ist zu verstehen, was hier gesprochen wird.

Ich antworte nicht, ich drücke nur ihre Schulter, um ihr mitzuteilen, dass sie still sein soll.

»Mein Preis sind dreieinhalb«, sagt der Amerikaner.

Die Enttäuschung steht Javier ins Gesicht geschrieben, und ich glaube, seine Nasenflügel beben sogar. Er ist es nicht gewöhnt, nur die Nummer zwei zu sein.

»Aber Sie haben gesagt ...«

»Der Preis ist gestiegen«, unterbricht ihn der andere, lehnt sich wieder zurück und klopft mit dem Pistolengriff leicht an seine schwarze Hose. Er fügt keine weiteren

Erklärungen hinzu und muss es auch nicht. Javier scheint sich bereits damit abzufinden.

Er nickt. »Sí. Sí. Dreieinhalb Millionen. Können Sie es innerhalb einer Woche erledigen?«

Der Amerikaner steht auf, wobei sich sein Mantel bis zu seinen Knöcheln herabsenkt. Er ist groß und einschüchternd. Sein kurzes, braunes Haar ist am Hinterkopf rasiert, oben etwas länger und hochgegelt.

Ich ziehe Lydia von der Tür weg und schließe sie leise.

»Was machst du da?«, fragt sie, als ich zu der klapprigen Kommode renne, die sämtliche Kleider enthält, die wir zwei uns teilen.

»Wir gehen«, antworte ich, während ich so viel wie möglich davon in einen Kissenbezug stopfe. »Zieh deine Schuhe an.«

»Was?«

»Lydia, für so was haben wir keine Zeit. Hol einfach deine Schuhe. Mit dem Amerikaner können wir's hier raus schaffen.«

Ich stopfe den Bezug halb voll und helfe ihr, weil sie nicht zu begreifen scheint, was sich abspielt. Ich packe sie am Arm und stoße sie zum Bett.

»Komm, ich helf dir.« Ich knie mich vor sie und will ihre nackten Füße in die Schuhe stecken.

Aber sie hält mich zurück.

»Nein ... Sarai, i-ich kann nicht gehen.«

Ich atme tief durch. Uns fehlt die Zeit. Trotzdem muss ich versuchen, sie davon zu überzeugen, *mit mir zu gehen*. Ich schaue ihr in die Augen. »Uns wird nichts passieren. Wir können hier rauskommen – Lydia, er ist der erste Amerikaner, den ich seit Jahren gesehen habe. Er ist unsere einzige Chance.«

»Er ist ein Killer.«

»Du bist hier von Killern *umgeben*. Jetzt komm schon!«

»Nein! Ich hab Angst!«

Ich springe aus meiner knienden Haltung auf und drücke ihr die Hand auf den Mund. »Schhh! Lydia, bitte, hör mir zu ...«

Sie legt ihre Finger über meine und zieht meine Hand von ihren Lippen.

Aus ihren Augen strömen Tränen, während sie heftig den Kopf schüttelt. »Ich gehe nicht. Sonst schnappen die uns und Javier schlägt uns. Oder noch schlimmer, Izel foltert uns und bringt uns um. Ich bleibe hier.«

Mir wird klar, dass ich sie nicht umstimmen kann. Sie hat wieder diesen Blick. Diesen Blick, der sagt, dass sie gebrochen wurde und wohl für immer so bleiben wird. Ich lege ihr die Hände auf die Schultern und schaue sie an.

»Leg dich unter die Decke und tu so, als ob du geschlafen hättest. Bleib so, bis jemand reinkommt und dich findet. Falls sie herausfinden, dass du wusstest, dass ich abhauen will, es aber keinem gesagt hast, bringen sie dich um.«

Lydia nickt nervös und ruckartig.

»Ich komm wieder und hol dich.« Ich schüttle sie an den Schultern und hoffe, dass sie mir glaubt. »Das verspreche ich dir. Das Erste, was ich mache, wenn ich über die Grenze bin, ist zur Polizei zu gehen.«

»Aber wie willst du mich finden?«

Ihre Stimme ist tränenerstickt.

»Weiß ich nicht«, gebe ich zu. »Der Amerikaner wird's wissen. Er wird mir helfen.«

Dieser Blick in ihren Augen – ohne Hoffnung. Keine Sekunde lang glaubt sie, dass mein verrückter Plan wirklich funktionieren wird. Vor neun Jahren hätte ich das

wohl selbst nicht geglaubt. Verzweiflung kann einen dazu bringen, verrückte Dinge zu tun. Lydias Miene wird härter, sie hebt die Hand, um sich die Tränen von den Wangen zu wischen. Es ist, als ob sie wüsste, dass wir uns zum allerletzten Mal sehen.

Ich drücke ihr einen festen Kuss auf die Stirn.

»Ich *werde* zurückkommen.«

Langsam nickt sie, und ich dränge mich mit dem Kissenbezug über der Schulter an ihr vorbei durch das winzige Zimmer.

»Geh unter die Decke«, zische ich ihr zu, als ich das Fenster aufschiebe.

Während Lydia sich unter der Bettdecke versteckt, klettere ich durch das Fenster in die milde Oktoberhitze hinaus. Hinter dem Haus gehe ich in die Hocke, schleiche seitlich daran vorbei und steige durch das Loch im Zaun, der das Grundstück an der Südseite umgibt. Javier hat überall bewaffnete Wächter aufgestellt, doch die kamen mir schon immer etwas unterbelichtet vor. Wenn es um das Verhindern von Ausbrüchen geht, legen sie große Defizite an den Tag, weil es ohnehin kaum Fluchtversuche gibt. Meistens stehen sie bloß herum, unterhalten sich, rauchen Zigaretten und machen vulgäre Gesten in Richtung der anderen Mädchen, die hier als Sklavinnen gehalten werden. Der eine, der am Eingang zur Waffenkammer steht, hat vor sechs Wochen versucht, mich zu vergewaltigen. Der einzige Grund dafür, dass Javier ihn nicht getötet hat, ist, dass er sein Bruder ist.

Bruder oder nicht – jetzt ist er ein Eunuch.

Ich bahne mir einen Weg zwischen den kleinen Gebäuden hindurch, erreiche den Waldrand und bleibe im Schatten stehen, den das Haus in der Nähe wirft. Ich stelle

mich aufrecht hin, drücke mich mit dem Rücken an den Wandputz und gehe vorsichtig zur Vorderseite, wo der vier Meter hohe Stacheldrahtzaun am Tor beginnt. Besucher von draußen werden immer dazu angehalten, ihre Fahrzeuge direkt davor zu parken, von wo aus man sie dann zu Fuß auf das Gelände führt.

Bei dem Amerikaner haben sie bestimmt keine Ausnahme gemacht. Da bin ich mir sicher. Ich hoffe es.

Ein breiter Lichtstreifen von einem Scheinwerfermast liegt zwischen mir und dem Bereich des Tors, den ich erreichen will. Ein Wachmann steht dort auf seinem Posten. Er ist einer der Jüngeren. Mit dem werde ich schon fertig. Ich hatte jede Menge Zeit, diese Dinge zu planen. Meine ganze Teenagerzeit. Letztes Jahr habe ich eine Pistole aus Izels Zimmer gestohlen und sie unter einem Dielenbrett im Zimmer von Lydia und mir versteckt. In der Sekunde, in der der Amerikaner das Haus betreten hat, habe ich das Brett angehoben, sie herausgeholt und sie hinten in den Bund meiner Shorts gesteckt. Ich wusste, dass ich sie heute Nacht brauchen würde.

Ich hole tief Luft und sprinte durch das Licht auf die freie Fläche hinaus, wobei ich nur hoffen kann, dass mich niemand entdeckt. Ich renne, so schnell ich kann. Der Kissenbezug schlägt mir auf den Rücken. Ich umklammere die Pistole so fest, dass mir die Fingerknochen wehtun. Ich schaffe es bis zum Zaun und stoße einen erleichterten Seufzer aus, als ich einen Schatten finde, in dem ich mich verstecken kann. In der Ferne sehe ich dunkle Schemen das Haus verlassen. Mir ist übel. Ich könnte mich wirklich übergeben, wenn ich nicht wüsste, dass ich jetzt Wichtigeres zu tun habe und es schnell tun muss. Mein Herz hämmert in meiner Brust. Vor mir erkenne ich den Wächter,

der sich vor dem Tor an einen Baum lehnt. Die bernsteinfarbene Glut einer Zigarette erhellt kurz sein kupferfarbenes Gesicht und verblasst wieder, als der Filter seine Lippen verlässt. Nach der Silhouette seines Sturmgewehrs zu urteilen, trägt er den Waffengurt nur über einer Schulter. Zum Glück hält er die Waffe nicht schussbereit. Schnell gehe ich am Rand des Zauns entlang und versuche, in den Schatten zu bleiben, die die Bäume auf der anderen Seite werfen. Meine abgetragenen Flip-Flops erzeugen auf dem weichen Sand nicht das geringste Geräusch. Ich bin dem Wachmann jetzt so nahe, dass mir sein Körpergeruch in die Nase steigt und ich das Öl in seinen ungewaschenen Haaren glänzen sehe.

Ich schleiche näher heran und hoffe, dass er meine Bewegungen nicht wahrnimmt. Jetzt bin ich direkt hinter ihm und mache mir fast in die Hose vor Angst. Meine Beine zittern und meine Kehle ist so zugeschnürt, dass ich kaum noch atmen kann. Behutsam und so leise wie möglich hole ich mit meiner Pistole aus und schlage ihm mit aller Kraft den Griff auf den Kopf. Bei dem lauten *Tock!* und dem gleichzeitigen Knirschen dreht sich mir der Magen um. Er bricht bewusstlos zusammen und die brennende Zigarette fällt neben seinen Knien in den Sand. Ich greife nach seinem Gewehr, muss es ihm praktisch vom Arm reißen, weil er so schwer ist. Dann renne ich durch das einen Spalt offen stehende Tor und verlasse das Grundstück.

Wie ich geahnt hatte, steht hier nur ein einziges Fahrzeug: ein schnittiger, schwarzer Wagen, der wahrscheinlich das unpassendste Objekt im Umkreis von Meilen ist. Hier gibt es nichts als Slums und Dreck. Doch das ist ein teures Stadtauto mit glänzenden Felgen und jeder Menge Stil.

Nur noch ein Hindernis. Plötzlich wird mir bewusst, dass der Amerikaner es wohl kaum wagen würde, seine Türen in dieser Gegend offen zu lassen.

Ich lege die Hand auf den Griff einer der hinteren Türen und halte die Luft an. Sie öffnet sich. Ich habe keine Zeit, erleichtert zu sein, denn ich höre Stimmen, die sich vom Tor her nähern. Aus dem Augenwinkel erhasche ich einen Blick auf einen Schatten, der sich bewegt. Schnell krieche ich auf den Wagenboden vor dem Rücksitz und schließe die Tür, bevor diejenigen, die kommen, das Geräusch hören können.

O nein ... die Deckenleuchte.

Mit zusammengebrochenen Zähnen sehe ich zu, wie das Licht mit quälender Langsamkeit erlischt. Nachdem ich den Kissenbezug unter den Fahrersitz gestopft habe, versuche ich, das gestohlene Gewehr zwischen dem Ledersitz und der Tür zu verstecken. Dann bleibt mir gerade noch genug Zeit, mich mit meinem kleinen Körper so dicht wie möglich auf den Boden zu drücken. Ich schlinge die Arme fest um meine Knie, die ich an die Brust ziehe, krümme den Rücken und bleibe in dieser unbequemen Haltung liegen.

Die Stimmen werden leiser, bis nur noch die Schritte einer Person zu hören sind, die auf das Auto zugeht. Der Kofferraum wird geöffnet und Sekunden später wieder geschlossen.

Ich halte den Atem an, als die Fahrertür sich öffnet und die Deckenlampe wieder aufleuchtet. Der Amerikaner schließt die Tür hinter sich. Ich spüre, wie sich das Auto bewegt, während er sich auf dem Vordersitz positioniert. Eins. Zwei. Drei. Vier. Fünf. Sechs. Schließlich erlischt das Licht. Ich höre, wie der Schlüssel ins Zündschloss gesteckt wird und der Motor schnurrend zum Leben erwacht.

Warum fahren wir nicht? Warum bleiben wir hier stehen? Vielleicht liest er irgendwas.

Und dann sagt er laut auf Spanisch: »Kakaobutterlotion. Warmer Atem. Schweiß.«

Mein Gehirn braucht einen Moment, um die Bedeutung seiner seltsamen Worte zu entschlüsseln und festzustellen, dass er tatsächlich mit mir gesprochen hat.

Schnell richte ich mich hinter dem Sitz auf, spanne den Hahn der Pistole und drücke ihm die Mündung an den Hinterkopf.

»Fahr einfach los«, befehle ich auf Englisch. Mit zitternden Händen halte ich die Waffe. Ich habe noch nie jemanden umgebracht und will es auch nicht tun – doch ich werde auf keinen Fall zurück auf dieses Grundstück gehen.

Der Amerikaner hebt langsam die Hände. Ich bemerke das Funkeln seiner dicken, silbernen Armbanduhr, aber ich lasse mich davon nicht ablenken. Ohne ein weiteres Wort legt er eine Hand an das Lenkrad, die andere an den Schalthebel und legt den Gang ein.

»Du bist Amerikanerin«, stellt er ruhig fest, mir entgeht nicht, dass ein winziger Anflug von Interesse in seiner Stimme liegt.

»Ja, ich bin Amerikanerin, und jetzt fahr einfach, bitte.«

Ich halte die Waffe weiter auf seinen Kopf gerichtet, während ich mich auf die Rückbank manövriere und die Pistole aus seiner Reichweite bringe. Dabei merke ich, dass er mich kurz im Rückspiegel betrachtet. Es ist so dunkel im Wagen, den nur die Lichter des Armaturenbretts erhellen, dass ich nichts als seine Augen erkennen kann.

Schließlich rollt das Auto los und er legt beide Hände ans Lenkrad. Er ist still und behutsam. Ich spüre, dass er sich nicht die geringsten Sorgen über mich macht oder

über das, was ich tun könnte. Das jagt mir Angst ein. Ich glaube, mir wäre es lieber, wenn er um sein Leben betteln, mich stammelnd anflehen und mir die ganze Welt versprechen würde. Stattdessen sieht er genauso gefährlich und desinteressiert aus, wie er im Haus gewirkt hat, als er diesem Bewaffneten, den er so beiläufig Guillermo genannt hat, eine Kugel in den Kopf gejagt hat.

2

Wir fahren jetzt seit 28 Minuten. Ich habe nämlich die Uhr am Armaturenbrett im Auge behalten, und diese leuchtenden blauen Ziffern fangen an, sich in mein Unterbewusstsein zu brennen. Der Amerikaner hat seitdem kein Wort gesprochen. Kein einziges. Ich bin mir sicher, dass das nichts mit Angst zu tun hat. Obwohl ich diejenige mit der Pistole bin, fürchte ich mich. Trotzdem begreife ich nicht, warum er nichts sagt. Wenn er wenigstens das Radio einschalten würde ... *irgendetwas* ..., denn diese Stille macht mich fertig. Ich habe versucht, ihn nicht aus den Augen zu lassen und gleichzeitig festzustellen, wo ich bin. Aber die einzigen Merkmale der Umgebung sind Bäume und hin und wieder ein Haus mit gekalkten Wänden oder ein verfallenes Gebäude – alles sieht genauso aus wie auf dem Gelände.

32 Minuten; mir wird bewusst, dass ich die Waffe irgendwann gesenkt habe. Mein Finger ist noch am Abzug. Ich bin bereit, die Pistole zu benutzen, wenn ich muss. Es war dumm von mir, zu glauben, ich könnte sie länger als ein paar Minuten direkt auf ihn gerichtet halten.

Ich weiß nicht, was ich tun werde, wenn mich die Müdigkeit überkommt. Zum Glück hält mich das Adrenalin im Moment noch hellwach.

»Wie heißt du?«, frage ich ihn, damit die Stille endlich ein Ende hat.

Ich muss ihn dazu bringen, dass er mir vertraut, dass er mir helfen *will*.

»Mein Name ist unwichtig.«

»Warum?«

Er reagiert nicht.

Ich schlucke den Kloß in meinem Hals herunter, doch es bildet sich sofort ein neuer.

»Ich heiße Sarai.«

Immer noch keine Antwort.

Es ist die reinste Folter, dass er mich ignoriert. Langsam vermute ich, dass er genau das tut: Er foltert mich durch sein Schweigen.

»Du musst mir helfen«, fahre ich fort. »Ich bin eine Gefangene von Javier, seit ich 14 Jahre bin.«

»Und du nimmst an, dass ich dir helfe, weil ich auch Amerikaner bin.«

Ich zögere. »I-ich ... na ja, warum solltest du *nicht*?«

»Ist nicht meine Angelegenheit, mich da einzumischen.«

»Was ist *dann* deine Angelegenheit?«, frage ich mit einer Spur von Widerwillen. »Menschen kaltblütig zu ermorden?«

»Ja.«

Mir läuft ein Schauer über den Rücken.

Weil ich nicht weiß, was ich darauf erwidern soll oder ob ich überhaupt etwas erwidern sollte. Ich beschließe, das Thema zu wechseln.

»Kannst du mich nicht einfach über die Grenze bringen?«, bitte ich, während meine Verzweiflung wächst. »Ich ...« Beschämt senke ich den Blick. »Ich tu auch alles, was du willst. Aber bitte, *bitte* hilf mir, über die Grenze zu kommen.« Ich fühle, wie Tränen in mir aufsteigen. Ich will nicht, dass er mich weinen sieht. Das kann ich nicht zulassen.

Ihm wird vermutlich klar sein, was ich damit meine – dass ich alles tue, was er will. Ich hasse mich dafür, ihm

meinen Körper anzubieten, aber wie gesagt, ich bin ver-
zweifelt ...

»Wenn du damit die Grenze zu den Vereinigten Staa-
ten meinst«, sagt er, und aus irgendeinem Grund über-
rascht mich seine Stimme, »dann musst du wissen, dass
das weiter ist, als ich dich in meinem Auto mitnehmen
will.«

Ich beuge mich ein kleines Stück vor.

»W-wie weit würdest du mich denn mitnehmen?«

Ich begegne wieder seinem Blick im Rückspiegel. Wir
schauen uns in die Augen, dabei läuft mir ein Schauer
über den Rücken.

Er antwortet nicht.

»Warum willst du mir nicht *helfen?*«, will ich wissen,
während ich mich endlich mit der Tatsache abfinde, dass
nichts, das ich zu ihm sage, irgendeine Wirkung auf ihn
hat. Und als er mir immer noch keine Antwort gibt, rufe
ich verbittert: »Dann halt an und lass mich raus. Den Rest
geh ich allein.«

Hat er gerade gelächelt? Ja, ich bin mir sicher. Denn
er weiß so gut wie ich, dass es mir besser erginge, wenn
mich jemand zurück zum Grundstück schleifen würde,
als wenn ich auf mich allein gestellt wäre.

»Dann wirst du mehr als die sechs Patronen brauchen,
die du da in der Pistole hast.«

»Dann gib mir eben mehr«, erwidere ich mit wachsen-
der Wut. »Außerdem ist das nicht die einzige Waffe, die
ich habe.«

Das scheint sein Interesse zu wecken, zumindest ein
wenig.

»Ich habe dem Wachmann am Zaun, dem ich eins auf
den Kopf gegeben habe, das Gewehr abgenommen.«

Er nickt einmal, unmerklich. Hätte ich in diesem Augenblick geblinzelt, wäre es mir entgangen.

»Das ist ein guter Anfang«, entgegnet er. Dann richtet er seinen Blick wieder auf den Feldweg und biegt am Ende nach links ab. »Was machst du, wenn dir die Kugeln ausgehen? Das werden sie nämlich.«

Ich hasse ihn.

»Dann renne ich.«

»Und sie fangen dich ein.«

»Dann ersteche ich sie.«

Plötzlich steuert der Amerikaner den Wagen langsam von der Straße und hält an.

Nein, nein, nein! So war das nicht geplant. Ich habe damit gerechnet, dass er weiterfährt, weil alles, was mit mir passieren könnte, wenn er mich aussteigen lässt, sein Gewissen belasten wird. Ich schätze, von einem Gewissen ist bei ihm nicht mehr viel übrig. Seine dunklen Augen sehen mich unbewegt im Spiegel an – in ihnen erkenne ich keine Spur von Mitleid oder Sorge. Dafür möchte ich ihm schon aus Prinzip in den Hinterkopf schießen. Er starrt mich nur mit diesem *Worauf wartest du?*-Gesichtsausdruck an. Ich rühre mich nicht vom Fleck. Vorsichtig schaue ich zur Tür, dann wieder zu ihm, auf meine Waffe und wieder zu ihm.

»Du kannst mich als Druckmittel einsetzen«, wage ich einen letzten Versuch.

Seine Augenbrauen heben sich unmerklich, das genügt mir als Zeichen, dass ich seine Aufmerksamkeit habe.

»Ich bin Javiers Liebling«, fahre ich fort. »Ich bin ... anders als die anderen Mädchen.«

»Wie kommst du darauf, dass ich ein Druckmittel brauche?«

»Na ja, hat Javier dir die ganzen dreieinhalb Millionen bezahlt?«

»So funktioniert das nicht.«

»Nein, aber nur ich weiß, wie Javier funktioniert. Und wenn er dir bis jetzt nicht die ganze Summe bezahlt hat, wird er's nie tun.«

»Willst du nicht aussteigen?«

Ich seufze und schaue noch einmal aus dem Fenster. Dann hebe ich die Pistole wieder und sage: »Du wirst mich zur Grenze fahren.«

Der Amerikaner leckt sich über die Lippen und das Auto setzt sich erneut in Bewegung. Ab jetzt improvisiere ich. Der geplante Teil meiner Flucht war in dem Moment vorbei, als ich in diesen Wagen gestiegen bin.

Als der Amerikaner von der Grenze zu den Vereinigten Staaten gesprochen hat, klang es für mich so, als ob ich den Grenzen anderer Länder näher wäre. Diese Vorstellung erschreckt mich. Falls ich näher an Guatemala oder Belize bin als an den USA, dann bezweifle ich stark, dass ich diese Sache lebend überstehen werde. Ich habe mir Landkarten angesehen. Oft habe ich in jenem Zimmer gegessen und bin mit der Fingerspitze den kleinen Straßen zwischen Zamora und San Luis Potosí, zwischen Los Mochis und Ciudad Juárez gefolgt. Nur habe ich die Möglichkeit, dass ich mich weiter südlich befinde, immer komplett ausgeblendet, weil ich mir nie eingestehen wollte, dass ich so weit weg von zu Hause sein könnte.

Zu Hause. Dieser Ausdruck ist ein Platzhalter. In den USA habe ich überhaupt kein Zuhause. Vermutlich hatte ich dort nie eins. Trotzdem wurde ich dort geboren und bin da aufgewachsen – obwohl meine Mutter kaum etwas zu meiner Erziehung beigetragen hat. Dennoch will ich

wieder nach Hause. In den Staaten wird es besser sein als an dem Ort, an dem ich die letzten neun Jahre meines Lebens verbracht habe.

Ich positioniere mich mit dem Rücken halb an der Tür und halb auf dem Sitz, damit ich den Amerikaner immer im Auge behalten kann. Wie lange ich das durchhalten werde, ist fraglich. Und er weiß das.

Vielleicht sollte ich ihn einfach erschießen und das Auto nehmen. Andererseits: Was würde es mir bringen, orientierungslos in diesem Land herumzufahren, von dem ich nie etwas anderes kennengelernt habe als Vergewaltigung, Mord und andere unvorstellbare Dinge? Außerdem ist Javier ein sehr mächtiger Mann. Sehr reich. Sein Grundstück ist verdreht und erweckt einen falschen Eindruck. Er könnte so leben wie die anderen Drogenbarone, die ich gesehen habe, als ich noch den Luxus des amerikanischen Fernsehens hatte – die mit den reich ausgestatteten, makellosen Häusern mit Swimmingpools und zehn Badezimmern. Aber Javier scheint diese Fassade vorzuziehen. Ich habe keine Ahnung, wofür er sein Vermögen ausgibt, aber Immobilien sind es offensichtlich nicht.

Wir sind vor mehr als einer Stunde losgefahren. Ich werde langsam müde. Ich fühle das Brennen hinter meinen Augen, das sich um die Ränder meiner Lider ausbreitet. Ich frage mich, wem ich hier eigentlich etwas vormachen will. Irgendwann werde ich schlafen müssen. Und sobald ich eindöse, wache ich wieder auf dem Gelände auf, in Javiers Zimmer an einen Stuhl gefesselt – oder ich wache gar nicht mehr auf.

Um wach zu bleiben, muss ich weitersprechen.

»Kannst du mir nicht einfach deinen Namen verraten? Hör mal, ich bin mir sicher, dass ich nicht lebend aus

diesem Land rauskommen werde. Oder aus deinem Auto. Ich weiß, dass mein Versuch abzuhausen in der Sekunde gescheitert ist, als ich durch das Tor gegangen bin. Also ist es doch das Mindeste, was du tun kannst, mit mir zu reden. Betrachte es als so was wie meine Henkersmahlzeit.«

»Ich bin keine gute Schulter zum Ausweinen, fürchte ich.«

»Worin bist du dann gut? Abgesehen vom Leuteumbringen, natürlich.«

Ich bemerke, dass sein Kiefer sich leicht bewegt, aber er hat mich schon seit einer Weile nicht mehr im Spiegel angesehen.

»Fahren«, erwidert er.

Okay, das hier führt zu nichts.

Ich möchte schreien vor Frustration.

15 weitere Schweigeminuten vergehen. Ich bemerke, dass mir die Umgebung nur allzu vertraut vorkommt. Wir fahren im Kreis, schon die ganze Zeit. Für einen Sekundenbruchteil will ich etwas dazu sagen, komme dann aber zu dem Schluss, dass es wahrscheinlich besser ist, ihn nicht wissen zu lassen, dass ich es gemerkt habe.

Ich beuge mich ein wenig vor, richte die Waffe auf ihn und fordere ihn auf: »Bieg die nächste links ab.« So mache ich es die nächsten 20 Minuten lang, zwingt ihn, meinen Anweisungen zu folgen, auch wenn ich keine Ahnung habe, wohin ich uns bringe. Er spielt mit, kommt nie ins Schwitzen, wirkt nicht einmal im Geringsten so, als wäre er besorgt oder ängstlich, weil eine Pistole auf seinen Rücken gerichtet ist. Je länger wir das hier tun, desto klarer wird mir, dass er die ganze Situation viel besser unter Kontrolle hat als ich, obwohl ich diejenige mit der Waffe in der Hand bin.

Was habe ich mir da bloß eingebracht?

Weitere lange Minuten vergehen, und ich verliere das Zeitgefühl. Ich bin so müde. Meine Augenlider werden immer schwerer. Ich hebe den Kopf ruckartig von der Sitzlehne und drücke den Knopf, um die Fensterscheibe herunterzulassen.

Die warme Nachtluft strömt in den Wagen und weht mir die kastanienbraunen Haare ins Gesicht. Ich zwing mich, die Augen weit aufzumachen, und nehme eine unbequeme Sitzhaltung ein, die mich wach halten soll. Aber es dauert nicht lange, bis ich merke, dass nichts davon funktioniert.

Im Rückspiegel beobachtet der Amerikaner jede meiner Bewegungen. Hin und wieder ertappe ich ihn dabei.

»Was macht dich zu seinem Liebling?«, fragt er zu meiner Verblüffung.

Ich war mir sicher, dass er die ganze Zeit nur darauf gewartet hat, dass ich einschlafe. Hätte er noch ein paar Minuten länger gewartet, wäre das wahrscheinlich auch passiert. Jetzt *redet* er mit mir? Ich bin äußerst verwirrt, nehme es aber hin.

»Ich bin nicht gekauft worden«, antworte ich.

Endlich stellt er mir eine direkte Frage, die vielleicht zu einer Unterhaltung führt und dazu, dass er mir hilft. Ironischerweise macht das Thema es mir schwer, diese Gelegenheit zu nutzen. Es fällt mir nicht leicht, darüber zu reden, obwohl ich diejenige war, die es zuerst angesprochen hat.

Ich lasse einen langen Moment verstreichen, bevor ich fortfahre.

»Ich wurde vor langer Zeit hierhergebracht ... von meiner Mutter. Javier hat was in mir gesehen, das die

anderen Mädchen nicht hatten. Ich nenne das eine krankhafte Besessenheit, er nennt es Liebe.«

»Verstehe.« Obwohl er nur wenige Worte spricht, spüre ich, dass sie mehr Gewicht haben, als es scheint.

»Ich stamme aus Tucson«, teile ich ihm mit. »Alles, was ich will, ist dorthin zurückzugehen. Ich bezahle dich. Wenn du ... *mich* nicht willst, dann finde ich eine Möglichkeit, dich mit Bargeld zu bezahlen. Ich halte mein Wort. Ich würde nicht versuchen, mich vor dir zu verstecken. Ich würde meine Schulden begleichen.«

»Wenn ein Drogenbaron der Meinung ist, dass er dich liebt«, erwidert er leichthin, »dann bin ich nicht der, vor dem du dich verstecken musst.«

»Dann weißt du ja, dass ich in großer Gefahr bin.«

»Ja, aber das heißt immer noch nicht, dass du mein Problem bist.«

»Bist du überhaupt ein *Mensch*?« Je mehr er spricht, desto mehr hasse ich ihn. »Was für eine Art Mann ist nicht bereit, einer wehrlosen, jungen Frau zu helfen, aus einem Leben der Gefangenschaft und Gewalt zu entkommen – vor allem wenn sie gerade weggelaufen ist und dich direkt um Hilfe anfleht?«

Er antwortet nicht. Wieso überrascht mich das nicht?

Ich seufze und drücke meinen Rücken wieder an die Sitzlehne. Mein Zeigefinger ist verkrampft, weil ich ihn so lange um den metallenen Abzug gekrümmt habe. Also senke ich die Waffe tiefer, damit er sie nicht sehen kann, und wechsle die Hand, um meine Finger für einen Augenblick zu lockern. Dann drücke ich den Daumen auf jede einzelne Fingerspitze, damit sie wieder durchblutet wird. Mir war gar nicht bewusst, wie schwer so eine Pistole ist, bis ich sie eine längere Zeit ohne Pause festgehalten habe.

»Ich lüge dich nicht an«, bekräftige ich. »Wegen Javier und deinem Geld.«

Ich begegne seinem Blick, als er mich wieder im Spiegel anschaut.

»Ich hatte viel Zeit, um zu beobachten, wie er Geschäfte macht«, fahre ich fort, während ich die Pistole trotz des Protests meiner schmerzenden Finger wieder in die rechte Hand nehme. »Er würde dich eher umbringen, als dass er dich bezahlt.«

Seine Augen sind grünlich-blau. Ich kann sie jetzt deutlicher erkennen, weil wir durch eine kleine Stadt fahren, in der es Straßenlaternen gibt. Klein ist noch untertrieben, bereits nach weniger als einer Minute umfängt uns wieder die Dunkelheit des verlassenen Highways, wo es nichts gibt als eine wüstenartige Landschaft im Sternenlicht.

Ich rede einfach weiter; mein letzter, verzweifelter Versuch, mich wach zu halten. Es ist mir egal, ob er etwas zu der Unterhaltung beiträgt – ich muss nur bei Bewusstsein bleiben.

»Ich glaube, wenn du eine Tochter oder Schwester hättest, wäre dir das alles nicht so gleichgültig. Ich hatte so eine Art Leben, bevor meine Mutter mich hierhergebracht hat. Es war nichts Großartiges, aber immerhin etwas. Wir haben in einem kleinen Wohnwagen gewohnt, mit Kakerlaken und so dünnen Wänden, dass es sich im Winter anfühlte, als würde man direkt auf dem Wüstenboden schlafen. Meine Mutter war eine Sklavin des Heroins. Crack. Meth. Alles, was du dir vorstellen kannst. Sie hat's geliebt. Aber mich nicht. Ich hatte vor, meinen Schulabschluss zu machen und ein Stipendium für irgendein College zu bekommen. Mir ein eigenes Leben aufzubauen. Stattdessen wurde ich hierhergebracht und alles kam ganz

anders. Javier ist für eine Weile mit meiner Mutter ins Bett gegangen, aber er hatte schon immer ein Auge auf mich geworfen ...«

Ich glaube, ich bin gerade eine Sekunde lang eingedöst.

Ich reiße die Augen auf, atme tief ein und halte mein Gesicht ans offene Fenster, um frische Luft zu bekommen.

Als Nächstes spüre ich einen brennenden Schmerz an der Schläfe, und es wird schwarz um mich.



jessicaredmerski.com

J. A. (Jessica) Redmerski hat schon mehrere internationale Bestseller veröffentlicht (u. a. THE EDGE OF NEVER), die in mehr als 20 Sprachen übersetzt wurden.